

steht, in dem unter den Versammelten immer neu die Gottesherrlichkeit weilt.

Gottes uraltes Wunder seines »Ich bin bei euch« möge hier allzeit aufleuchten.

In dieser Stunde, da wir Christen unter der Last des Greuels der Verwüstung, der auch diese Synagoge zum Opfer gefallen ist, unser Haupt senken, fliesst uns aus dem jüdischen Glauben ein Trost zu: Ruchlose Hände konnten dieses Gotteshaus zwar plündern und zerstören. Eines konnten sie nicht: sie konnten diesem Ort seine Heiligkeit nicht nehmen³.

Auch dieses Wunder des Allheiligen leuchtet an diesem Tag auf. Er sei gepriesen, weil er solche Wunder tut.

Wir Katholiken beten: »Gott, gib, dass alle Menschen Kinder Abrahams werden und zur Würde des auserwählten Volkes gelangen.«

Am Beispiel der alten Flosser jüdischen Gemeinde können wir die Würde dieses Volkes ersehen.

In den ersten Jahrzehnten nach 1684 hatte hier nur ein Kind jeder jüdischen Familie das Recht, sich auch anzusiedeln. Andere mussten abwandern. So blieb die Gemeinde zahlenmässig klein. Aber diese wenigen Juden hatten die Kraft, unter allergrössten persönlichen Opfern eine Synagoge zu bauen. Diese hatte, wie jede Synagoge, eine doppelte Aufgabe:

Sie war Versammlungsraum der Jüdischen Gemeinde zum Hören der Weisungen Gottes und zum Lobpreis Gottes.

Sie war aber auch Ort der Stärkung und Bereitung zum Opfer⁴.

Das ist es doch, was jedem Menschen wie jedem Volk Würde gibt:

Auf Gottes Weisung hören und sie befolgen.

Gott, den Einen und Einzigen preisen.

Für den Glauben an Gott auch unter Opfern Zeugnis ablegen.

Diese Würde war der jüdischen Gemeinde, die hier prachtvoll blühte, eigen. Ihr Vorsteher konnte deshalb im Jahre 1934, als man schon unter schlimmstem Wetterleuchten den 250. Geburtstag der Gemeinde feierte, sagen: »Es war ein langer Weg, durchtränkt von Tränen und Leid, aber mit dem unbeugsamen Willen, durchzuhalten im Glauben unserer Väter«⁵.

Nur allzu viele unseres Volkes haben diese Würde unserer jüdischen Mitbürger nicht sehen wollen. Gott möge uns vor solcher Blindheit der Herzen bewahren und uns auch Mut machen, die Schuld jener Frevler zu sühnen.

Wir Christen sollten nicht nur bei unseren Osternachtfeiern inständig beten: »Gott, gib, dass alle Menschen zu der Würde gelangen, wie Abraham mit unbeugsamem Willen im Glauben durchzuhalten.« Solches Beten würde uns auch Kraft vermitteln, der Vergangenheit redlich ins Auge zu schauen, sie aus einem neuen Verständnis für das Judentum zu verarbeiten und in gegenseitiger Achtung gemeinsam mit unseren jüdischen Mitbürgern aus verwüsteten Öden den Weg des Friedens zu gehen.

Ein schönes Stück dieses Weges wurde hier durch die Renovierung der Synagoge aufgetan. Juden und Christen können wirklich je an ihren heiligen Orten wie auch bei Gemeinschaftsfeiern beten:

»An uns ist es, den Herrn zu preisen...

Er ist unser Gott, keiner sonst...

Wie geschrieben steht in der Thora: »König bleibt er in Weltzeit und Ewigkeit«⁶.

³ Vgl. dazu Kurt Hruby a. a. O. 73.

⁴ S. dazu Jacob Soetendorp, Symbolik der jüdischen Religion (Gütersloh 1953) 102.

⁵ Festschrift zur 1000-Jahrfeier der Marktgemeinde Floss.

⁶ Gebet Alenu, zitiert nach Robert Raphael Geis, Vom unbekannten Judentum (Freiburg 1977 [1961]) 20 f.

5 Nie wieder: Verfluchte Synagoge!

Die Rolle des Judentums in der Geschichte des Oberammergauer Passionsspiels*

Von Stephan Schaller OSB, Kloster Ettal

Zur Diskussion über das »Oberammergauer Passionsspiel« entnehmen wir mit freundlicher Genehmigung der Redaktion »Schönere Heimat: Erbe und Gegenwart«, 69. Jg., 3. Vierteljahr/Heft 3 (München 1980), S. 289–292 und des Verfassers nachstehenden Beitrag und bringen in Ergänzung dazu die Rezension von Peter Fiedler über die Veröffentlichung von L. Swidler / W. S. Sloyan (s. u. S. 109). Der Beitrag von Pater Stephan Schaller OSB beleuchtet auch die Entwicklungen des Spieltextes. Der Vorwurf »der grössten Intoleranz« an Rabbiner Marc H. Tanenbaum (S. 292) ist angesichts des Verhältnisses von Christen und Juden verfehlt, und dies nicht zuletzt aufgrund des Festhaltens an einer Spielkonzeption, die die Forderungen des II. Vatikanums allzu lange nur unzureichend beachtet hat. Deshalb ist Pater Schallers Forderung, »man soll Oberammergau jetzt in Ruhe lassen« (S. 292), unverständlich; zumal Pater Schaller selbst abschliessend feststellt: »Die Alternative heisst nicht, zurück zu 1750 oder zurück zu 1860, sondern voran ins 21. Jahrhundert« (Anm. d. Redaktion d. FrRu).

»Verfluchte Synagoge!« rief von 1811 bis 1960 Judas auf der Oberammergauer Freilichtbühne, als er zu spät einsah, was er mit dem Verkauf seines Meisters an den Hohen Rat angerichtet hatte. Erst 1970 wurde dieser anstössige Ruf abgeschwächt in »Verfluchte Pharisäer!« 1980 wurde er endlich ersatzlos gestrichen.

Warum wurde gerade Oberammergau in unserem Jahrhundert die Zielscheibe massiver Kritik und unermüdlicher Angriffe von seiten jüdischer Organisationen, besonders aus den USA? Weil es das berühmteste aller Passionsspiele besitzt? Das spielt ohne Zweifel mit, denn Oberammergau zieht besonders viele Zuschauer aus angelsächsischen Ländern an. Nun muss man wissen, dass in New York City die grösste Judengemeinde der Welt ihren Sitz hat und mit 2,4 Millionen fast ein Viertel der Gesamtbevölkerung ausmacht. In diesem Schmelztiegel der Rassen geht sie aber nicht unter, sondern stellt ein in sich geschlossenes Potential dar, das in Politik, Wirtschaft und Kultur nicht wenige Schlüsselstellungen innehat, was andererseits wieder einen spürbaren Antisemitismus hervorruft. Letzterer erneuert seine Kraft immer wieder aus dem Besuch des Oberammergauer Passionsspiels. Insofern interessierten andere Passionsspiele, die keinen solchen internationalen Rang erworben haben, nicht, auch wenn sie in ihren Aussagen gegenüber dem Judentum nicht weniger verletzend waren.

Erschwerend kommt hinzu, dass der rassistische und politische Antisemitismus des Dritten Reiches (der chemisch rein von jedem Christentum war) zu einer unvorstellbar grauenhaften »Endlösung der jüdischen Frage« ansetzte, die den deutschen Namen seither schwer belastet. Adolf Hitler hat 1930 ohne grosses Aufsehen das Oberammergauer Passionsspiel besucht und es dann zusammen mit den Bayreuther Festspielen im »Völkischen Beobachter« als einen weltweiten Beweis für die kulturelle Höhe des deutschen Volkes gepriesen. Als er 1934 das Passionsspiel ein zweites Mal besuchte, nun als Reichskanzler, dekretierte er zwar gegenüber widerstrebenden Parteidienststellen: »Das Spiel bleibt erhalten«, aber er sah bereits das propagandaträchtige Gefälle zwischen dem ehrenhaften Römer Pilatus und dem minderwertigen Mischmasch des jüdischen Volkes, wie er es später in seinen »Tischgesprächen« ausdrückte. Das Dritte Reich ging unter; Oberammergau überlebte und hielt sich zäh an das alte Gelübdespiel, taub für alle Kritik, die mit sichtlichem Crescendo einsetzte.

Da stellte sich ein weiteres Weltereignis Oberammergau in den Weg: das II. Vatikanische Konzil. Nach einer lang-

* Hrsg.: Bayerischer Landesverein für Heimatpflege e. V., München.

wierigen Gewissenserforschung erliess es am 28. 10. 1965 ein Dekret, dessen Kernsätze hier von Bedeutung sind: »Obgleich die jüdischen Obrigkeiten mit ihren Anhängern auf den Tod Christi gedungen haben, kann man doch die Ereignisse seines Leidens weder allen damals lebenden Juden ohne Unterschied, noch den heutigen Juden zur Last legen. Gewiss ist die Kirche das neue Volk Gottes, trotzdem darf man die Juden nicht als von Gott verworfen oder verflucht darstellen, als wäre dies aus der Heiligen Schrift zu folgern.« Als Kardinal Julius Döpfner, einer der entscheidenden Moderatoren, nach München zurückkehrte, bestürmten ihn die Reporter bereits auf dem Flugplatz mit der Frage, ob Oberammergau sein Passionsspiel nun ändern müsse. Tatsächlich befasste sich das Münchner Ordinariat ernsthaft mit dem Fall Oberammergau, wozu Prälat Dr. Höck ins Feuer geschickt wurde. Aber Oberammergau führte gewichtige Gegengründe ins Feld: das alte Gelübde aus der Pestzeit von 1633, die gutgläubig als Vorlage hergenommene unfehlbare Bibel, die Honorigkeit der bisherigen Textautoren, das positive Echo in allen Volksschichten, kurzum die unbeanstandete Tradition von 300 Jahren eines kontinuierlich gewachsenen Volksschauspiels. Wie stellt sich diese volkstümliche Tradition im einzelnen dar?

Der Text reicht viel weiter zurück als das Gelübde, ihn zu spielen. Der älteste erhaltene Text, der sogenannte Urtext, liegt in einer Handschrift aus dem Jahre 1662 vor; nach der Zähigkeit zu schliessen, mit der man in den nachfolgenden Jahrzehnten an ihm festhielt, dürfte er mit unbedeutenden Änderungen von Anfang an in Gebrauch gewesen sein. Rückgrat und Leitfaden bildet ein schwäbisches Passionsspiel des frühen 15. Jahrhunderts, von dem eine auswahlweise Abschrift aus der Mitte dieses Jahrhunderts in einem ehemals dem Benediktiner-Reichsstift von St. Ulrich und Afra in Augsburg gehörigen, jetzt in der Bayerischen Staatsbibliothek München befindlichen Codex erhalten ist. Es hält sich, was das Judentum betrifft, ganz im Fahrwasser des keinesfalls zimperlichen Mittelalters. Die Gegner Christi heissen rundweg »die Juden«, als ob nicht auch Jesus und die Seinen Juden gewesen wären und Pilatus allein die Frage stellen durfte: »Bin ich denn ein Jude?« Der mehrmals die Handlung deutlich unterbrechende Proclamator sucht primär das Miterleben der Zuschauer anzuregen und kommt nur wenig auf die Kollektivschuld der Juden zu sprechen; seine Klage über »der verstockten iuden blintheit« wird in den Urtext nicht übernommen.

In diesen für Oberammergau ohne Änderungen nicht spielbaren Text – er setzt einen Marktplatz mit verschiedenen gleichzeitigen Spielorten voraus – wurden ausgiebig Stellen und ganze Passagen aus einem anderen Spiel eingearbeitet: 1566 veröffentlichte der Augsburgs Meistersinger Sebastian Wild nebst elf anderen Schauspielern in Hans Sachsens Manier auch eine »Schoene Tragoedi, auss der heyiligen schrift gezogen, von dem Leyden und sterben, auch die aufferstehung vnsers Herren Jesu Christi«, die nur 43 Personen benötigte. Als echter Protestant liess er zwar die Figur der Mutter Gottes weg, desgleichen aus Rücksicht auf die Calviner das strittige Abendmahl, aus technischen Gründen – es stand ihm nur ein Podium zur Verfügung – die ganze Kreuzigung, aber er hatte den ungeheuren Vorteil, als erstes deutsches Passionspiel gedruckt vorzuliegen und also auch für einfache Leute zugänglich zu sein. So erklärt sich die erstaunliche Tatsache, dass Wilds Passion nicht nur in Oberammergau, sondern auch andernorts (in Altomünster, Erl, Chiemsee, Weiler im Allgäu) in ein älteres Volksschauspiel Eingang fand. In Augsburg war das Verhältnis der Bürgerschaft zu den Juden keinesfalls harmonisch, ob-

wohl diese behaupteten, sie seien schon zur Zeit des Augustus in Augsburg ansässig gewesen und somit am Tode Christi völlig unschuldig (so auch in Regensburg); schon 1437/38 waren sie aus der Reichsstadt ausgewiesen und grösstenteils in benachbarte Dörfer des Hochstiftes Augsburg verdrängt worden. Sicher war Wild von Martin Luthers Kampfschrift »Von den Juden und ihren Lügen« (1544) beeinflusst, wie er auch Luthers Wittenberger Bibelausgabe (ebenfalls 1544) zu Rate zog. So wird verständlich, dass er am Schluss durch den Herold als erstes von fünf Merckstücken zu bedenken gibt (Vers 2098–2107):

Erstlich die hässigkeit der Juden
die den Jesu oft zu Gast luden
Heuchlischer art, ob sie jn möchten
Greiffen thon vnd mit guttem rechten
Von dem leben zu dem tod bringen.
Aber es mocht jn nye gelingen;
kein vrsach des todts war vorhanden;
dess musten sie werden zu schanden,
darinn sie noch seind auff die zeyt.
Das gschach jn auss verblendem neydt.

Aber der Oberammergauer Urtext hat diesen Punkt nicht wie andere übernommen, sondern ihn ersetzt: »Erstlich betrachtet Gottes Zorn . . .«, um dann Gottes Barmherzigkeit zu preisen, der den eigenen Sohn dahingab. Aufschlussreich ist ausserdem die Reflexion der Maria Magdalena am Grabe:

WILD (1044–1051)
O jr falschen Juden verblend,
Wol habt Jr ein joch auff euch gladen
Wol müsst jrs mit so grossem schaden
Büssen und all ewre Kinder.
Ewr wirt hinfür geachtet minder
Dann eines todten Hunds ellendt,
Das jr so wenig habt erkendt
Die gnedig heimsuchung des Herrn.

OBERAMMERGAUER URTEXT (f. 116v)
O ir falschen Juden verplendt
Wie habt Ir ein burde auf Euch geladen
die werde Ir noch mit grossem schaden
büessen, auch Eure Khinder allesammen,
dass Ir Euch miesset Ewigelich schammen,
dass Ir den Vnschuldigen habt ermördt,
Ir werd noch allesamb zerstört
In diser Welt an alle Endt,
dass Ir so gar nit habt erkent
die gnedig Haimbsuchung meines herren.

Wilds verächtlicher Vergleich der Juden mit einem toten Hund ist weggelassen; an seine Stelle tritt die Prophezeiung von Jerusalems Ende und der Zerstreuung der Juden über die ganze Erde, wobei Wilds »so wenig« in »so gar nit« verengt wird. Nun muss man bedenken, dass Oberammergau im Herzogtum Bayern liegt und Juden nicht kennt, da diese im Zug der Gegenreformation gleich allen Andersgläubigen schon 1553 ausgewiesen wurden, was 1616 eine Polizeiordnung noch verschärfte, indem den durchreisenden Juden nicht einmal ein (bezahltes) Geleit zugestanden wurde. Oberammergau lag ausserdem im freireiten kaiserlichen Hochgericht des Klosters Ettal; es fehlte jeder Fanatismus der Obrigkeit, denn Ettal führte auch nie einen Hexenprozess, während im benachbarten Freisingischen Landgericht Werdenfels noch später sogar spektakuläre Hexenverbrennungen vorkamen. Die Oberammergauer Passion hatte keine auffällige anti-jüdische Tendenz. 1674 wurden sogar noch einige Stellen ausgemerzt, die beleidigend für Juden wirken konnten,

z. B. »Auf mein jüdischen Eid« (Juden mussten beim Schwören auf der Haut eines frisch geschlachteten Mutterschweines stehen!).

Der nächste durchlaufende Passionstext liegt uns in Oberammergau 1750 vor; es ist die PASSIO NOVA des berühmten Ettaler P. Ferdinand Rosner, die einen bisher nicht wieder erreichten Höhepunkt der textlichen Entwicklung darstellt. Ein Typicum Oberammergaus stammt von ihm: die vergleichenden Vorbilder aus dem Alten Testament, die schon im 18. Jahrhundert im bayerischen Raum grossen Anklang und weite Verbreitung fanden. Einer der Gründe, weshalb eine ernsthafte Reformgruppe in den letzten Jahren eine probeweise Aufführung dieser Rosnerschen Passion durchsetzte, war das Argument, dass dieser Passion der Antisemitismus fehle und die Schuld am Tode Christi von den Juden weg auf die Macht der aktiv eingreifenden Hölle mit ihren Allegorien von Sünde, Tod, Neid und Geiz sowie auf den Zuschauer abgewälzt werde. Da man Rosners 8455 Verse ohnehin kürzen musste, glaubte man leichtes Spiel zu haben. Wie steht es aber in Wirklichkeit?

Sicher verfolgte Rosner vorwiegend seelsorgliche Interessen mit seinem Spiel. So spricht sein Schutzgeist die Zuschauer durchweg als »sinder« an. Nach Jesu Kreuzestod sagt er (Vers 6191 f.):

Ach! Jesus ist erbleicht: und wer hat schuld daran?

Wie? sinder! weine nur, dan du bist jener man.

Du und dein sinden greul hat ihn ans Creuz geschlagen.

Doch wenn der Textbearbeiter Alois Fink den gleichen Schutzgeist deklamieren lässt:

Sagt nicht, die Juden dort verraten ihren Mann,

Wir alle haben das und oft genug getan ... (Textbuch S. 35),

dann legt er ihm nicht Rosners Worte oder Gedanken in den Mund, sondern eigene, wenn auch in Rosners Tonfall. Und gerade diese Stelle wurde oft als von Rosner stammend zitiert. Rosner macht es sich gemäss dem Worte Christi »Ärgernisse müssen kommen, doch wehe dem, durch den sie kommen!« nicht leicht mit der Schuldfrage. Auf dem Weg nach Emmaus lässt er Cleophas dem Lukas auf dessen Meinung hin, Jesus habe selber leiden wollen, erwidern (7710 ff.):

Mein Lucas! Diss seindt zwahr die lehren,

die wir von ihm oft thäten hören.

Doch seh nicht, wie die Tyranny

Bey disem zu entschuldign sey.

Und selbst dem unerkannt hinzutretenden Auferstandenen legt er die Rolle der jüdischen Fürsten und der hohen Priesterschaft dar und folgert daraus: »Sie, sie seindt schuldig seines todt« (7772), um freilich die ausweichende Antwort zu vernehmen: »Ist vill, was ihr hier schuldig nennet.« Doch da der Gang nach Emmaus der Kürzung zum Opfer fiel, war auch dieses Problem bequem vom Tisch.

Als Judas aus dem Hohen Rat gestossen wird, dem er das Blutgeld zurückgebracht hat, verabschiedet er sich mit den Worten (3814 f.):

Wan doch im himmel noch ein feyer,

So fahl es auf euch ungeheuer,

Damit es nach verdiensten strafft

Ein so verfluchte Priesterschaft.

Und seine grosse Verzweigungsszene beginnt er mit den Worten (3918 f.):

Verfluchtes geldt! Verfluchte stunden,

In denen ich dich hab gefunden!

Vermaledeyte Judenrott,

Die mir dasselbe anerbott.

Beidemale wurde die zweite Hälfte gestrichen, wie auch alle Zeilen, in denen Rosner von der Judenrott (688, 1044, 1335, 1828, 1836, 2530, 4275) oder gar von der »tollen Juden rott« (1137) oder von der »Juden mordtgeschrey« (5663) redet. Insofern eignet sich der echte Rosner nicht als Antipode zu Weis und Daisenberger.

Nachdem 1770 sämtliche Passionsspiele in Bayern durch die geistliche und weltliche Obrigkeit untersagt wurden, gelang es Oberammergau für 1780 nur eine Sondererlaubnis zu erlangen, indem es durch einen weiteren Ettaler Pater, Magnus Knipfelberger, eine teilweise Neubearbeitung mit einer ins Auge fallenden Gewichtsverschiebung vornehmen liess; das Passionsspiel hiess nunmehr »Das Alt und Neue Testament«, wozu die Vorbilder aus dem Alten Testament den Vorwand lieferten, also die eigentlich jüdische Komponente. Am 21. 5. 1790 erschien in den Münchener Intelligenzblättern ein sonderbarer Artikel »Über Religionsvorstellungen«, wonach jede gute Staatsverfassung solche Vorstellungen nicht nur gutheissen, sondern auch ihre Meinung und ihre Ratschläge zur Verbesserung derselben geben soll. »So wird alle Jahrzend einmal in Amergau in Oberbaiern bey einer neuisraelitischen Menge Volkes die Passionsvorstellung auf öffentlichem Platz vorgestellt ...« Dass die Zuschauer als »neu-israelitisch« bezeichnet werden, drückt den aufgeklärten Toleranzgedanken aus, wie ja gerade durch die Ideen der Französischen Revolution (Erklärung der Menschenrechte vom 5. 8. 1789: alle Menschen sind frei und gleich) die Emanzipation des Judentums vorangetrieben wurde, die im neuen Königreich Bayern 1813 durch das Judenedikt ihr Ziel, die Gleichberechtigung, erreichte.

Die Auswirkungen dieser Geistesströmungen auf den neuen Text, den der ehemalige Ettaler P. Otmar Weis, seit der Säkularisation seines Klosters (1803) in der Seelsorge tätig und alsbald Pfarrer von Jesenwang bei Fürstenfeldbruck, für 1811 den Oberammergauern zu liefern hatte, lassen sich nicht eindeutig klären. Einerseits konnte er einiges von der alten Passion übernehmen, vor allem die alttestamentlichen Vorbilder, andererseits musste er aber auch neu ansetzen, wobei ihm der Übergang zur Prosa die wörtliche Zitation unanfechtbarer Bibelstellen ermöglichte. Diablerien und Allegorien entfielen. P. Weis verschoob die Auseinandersetzung mit dem Judentum mehr auf die religiöse Ebene, indem er für den Hohen Rat und seinen Versammlungsraum das Wort Synagoge einführte, zunächst mit einer Art Vorstufe »Mutter Synagoge« genannt (im Gegensatz zur galiläischen Synagoge). Das Wort »Synagoge« für das Judentum schlechthin ist spätantik und mittelalterlich (vgl. die Darstellung der Synagoge am Strassburger Münster!) und war zu Lebzeiten des Kaiphas und Annas nicht üblich. Doch Annas bezeichnet nun Christus als einen »Feind der Synagoge«; sein Tod wird in Kaiphas Mund »die Ehre der Synagoge« erhöhen, die sonst zugrunde gegangen wäre; schliesslich schreit auch das Volk vor Pilatus: »Es lebe die Synagoge!« – und Judas tobt zum ersten Male: »Verfluchte Synagoge, so wolltest du mich betrügen.« Als Ausgleich wird der Begriff »Nation« eingeführt (für die Zeit der Befreiungskriege nichts Erstaunliches). Christus wird als Feind der Nation bezeichnet, ein Wirrkopf bricht vor Pilatus sogar in den Ruf aus: »Es lebe der Hohe Rath und seine ganze Nation!« Das Wort hat sich bis 1970 gehalten und musste vor allem die Zionisten hellhörig machen.

P. Weis war mit seiner Passion nicht zufrieden und bearbeitete sie für 1815 – Sondererlaubnis wegen des Sieges über Napoleon! – noch einmal um. Mit der Verbannung

des Teufels und seiner Kreaturen fehlte dem Spiel das notwendige Gegenspiel, was gerade in der Hochblüte der deutschen klassischen Dichtung unverzeihlich schien. P. Weis begann die Handlung deshalb mit dem Einzug Christi in Jerusalem (ein glücklicher Griff, weil er jedem Christusdarsteller ein sympathisches Entree garantierte) und benützte als »erregendes Moment« die Vertreibung der Händler aus dem Tempel. Diese Händler stürmen in den Hohen Rat und stacheln diesen zum Handeln auf, sie umgarnen und gewinnen Judas, sie stellen die »falschen« Zeugen beim Prozess gegen Jesus, sie verhöhnen ihn auf dem Kreuzweg und unter dem Kreuz – was für ergiebige Rollen! So wurde jene Vertreibung aus dem Tempel zur Schlüsselszene der Passion. Nicht ohne Grund empfanden die modernen Juden hierin einen besonderen Affront, da gerade das Klischee des Schacherjuden im Bürgertum und Bauernvolk weit verbreitet war.

Auch im Sprachlichen liebte Weis kräftige Schattierungen, die bei einem späteren Stilwandel unerträglich werden konnten. So predigte der Genius 1811 den Zuschauern: »Der Blutdurst hatte die Herzen der Pharisäer gegen den Unschuldigen so verhärtet, dass sie – ohne den Gang der Gerechtigkeit zu beobachten, ihn wirklich zum Tode verdammen, und nun ihrem Hasse und Mordlust den Mantel des Rechts umhängen können... Doch lasset uns den Vorhang vorziehen vor diesem Greuel – ihr Name verdient es nicht, dass er auf die Zunge eines Sterblichen komme, und ihre Laster und Schandtaten werden mit Fluch in die Jahrbücher der Welt eingetragen und das Auge des Lesers wird sie mit Abscheu bemerken.«

Später: »Die Pharisäer, berauscht von dem Gift des Hasses und Neides, rasen wie Unsinnige, mit wildem Ungehum treten sie an den Palast des Pilatus und fordern mit fürchterlichem Zetter die Unschuld zu Tod.«

Nach dem Herodesintermezzo: »Nun stieg die Wuth der Rathsglieder auf das höchste, ihr Herz pocht vor Galle, die sie jeden Augenblick über die Unschuld ausspeien wollen... So rast der Sterbliche, der einmal aus dem Giftbecher des Neides getrunken, mit jedem Pulsschlag wächst seine Wuth, und sein Blutdurst sucht nur zu morden, zu würgen, er zittert nach dem Augenblick, in dem er den Morddolch der Unschuld durch die Brust stossen kann, er lächelt bei dem schrecklichsten Gedanken, dass er seine Hände im Blut des hingemordeten Bruders baden könnte...«

Für 1815 kam noch eine massgeschneiderte Musik des in Oberammergau geborenen und als Lehrer tätigen Rochus Dedler hinzu. In den nachfolgenden Dezennien gelangte gerade diese Passion zu einem ungeahnten Weltruhm, was natürlich auch wohlmeinende Kritik einschloss. Diese bezog sich aber nicht auf judenfeindliche Stellen, sondern vor allem auf das Sprachliche. Der auch als Spielleiter zuständige Ortspfarrer Alois Daisenberger, übrigens ein Schüler und Freund des P. Otmar Weis, machte sich mit einigem inneren und äusseren Widerstreben an die Arbeit, so dass 1860 ein gereinigter Text vorlag, der vorwiegend in der Partie des Schutzgeistes, d. h. in den Prologen zu den einzelnen Abschnitten (Vorstellungen genannt) bei weitgehender Beibehaltung des Weis'schen Gedankenganges eine Neuerung brachte: antike Versmasse (asklepiadeische, alkäische und sapphische Strophen); Daisenberger entsprach dabei wohl einer mehrfach geäusserten Meinung, in Oberammergau habe man den letzten Rest des griechischen Freilicht-Kulttheaters vor sich; ausserdem war er ein Freund und Kenner der antiken Dramen. Ungewollt verschärften sich die das Judentum berührenden Stellen durch die Prägnanz der antiken Diktion noch mehr, z. B. vor der mit »Die Anschläge des Hohen Rates« überschriebenen 2. Vorstellung:

Also bäumet sich auf selbst in der Priester Kreis
Gegen Christus den Herrn menschlichen Hochmuts
Wahn,
Und sie glauben verblendet
Gott noch heiligen Dienst zu tun.
Seht! Schon füllet sich ihm nahe der Leidenskelch;
Denn der bittere Groll neidischer Schlangenbrut,
Mit dem Geize verschworen,
brütet Tod und Verderben ihm.

Vor dem Urteil des Pilatus (14. Vorstellung) heisst es:

Ihn, den Heiland der Welt, aber umtobt mit Wut
Ein verblendetes Volk, ruhet und rastet nicht,
Bis unwillig der Richter
Spricht: So nehmt ihn und kreuzigt ihn!

Aus unerfindlichem Grund hat Daisenberger auch die Gestalt des Ewigen Juden, Ahasver, eingeführt. Diese mythische Figur verkörpert die Heimatlosigkeit und Umhergetriebenheit der Juden auf der ganzen Welt, als Strafe dafür, dass er dem kreuztragenden Christus keine Rast gönnte. »Weg von meinem Hause! Hier ist für dich kein Ort zum Ausruhen!« So hiess es noch 1960, aber des eigentlichen Sinnes war man sich nicht mehr bewusst. Als ich bei einer Reformsitzung darauf hinwies, begegnete ich ungläubigem Staunen; dann erinnerte sich doch einer, dass jemand im Hintergrund etwas Derartiges geschrien habe, aber wegen des allgemeinen Volkslärms beim Kreuzweg habe dies ohnehin niemand verstanden. Warum wurde es dann gedruckt? Es wurde sogleich gestrichen.

Mit den meisten Reformvorschlägen war ich weniger glücklich, vor allem nachdem der mehrmalige Christusdarsteller Anton Preisinger zum Spielleiter für 1970 gewählt worden war. Schon zuvor war ich vom Ettaler Abt mit der von Oberammergau erbetenen Hilfeleistung betraut worden. Als bald erschienen mir die Oberammergauer wie ein Haufen tapferer Krieger, die noch immer eine vorgeschobene Igelstellung verbissen verteidigten, obwohl das Oberkommando die Hauptkampflinie längst weit zurückverlegt hatte. Je massiver der Druck von aussen kam, sowohl vom Ordinariat wie besonders vom American Jewish Congress (federführend der Rabbiner Dr. Joachim Prinz), desto mehr versteifte sich der Widerstand des Spielleiters und seiner Getreuen. Sie liessen sich nur geringfügige Konzessionen abringen, wie z. B. die »Verfluchten Pharisäer« des Judas, »die stolze Stadt« statt »dies stolze Volk will ich verstossen« u. ä. Andererseits hielten sie sich durch neue Invektiven schadlos; so musste Christus bei der Tempelreinigung anordnen: »Hinaus mit dem Schacher!«, wo es vorher nur (wie auch heute wieder) geheissen hatte: »Hinaus mit diesem allen!« – Besonders beklagten sich die jüdischen Sachwalter über das Vorbild »König Assuer verstösst die Vasthi und erhebt die Esther« für die Verstossung Israels und die Erwählung des Heidentums – noch dazu seitenverkehrt, denn die Heidin Vasthi steht für das Judentum und die Jüdin Esther für das christlich werdende Heidentum. Nur die 4. Strophe des dazugehörigen Prologs »So wird die Synagoge verstossen auch...« wurde gestrichen, was nicht viel half, denn die Gesangsstellen hielten die alte Tendenz weiterhin aufrecht. – So grossartig eine weitere musikalische Szene nach dem theologisch umstrittenen Vorbild des »Sündenbocks« ist, wo der vor dem Vorhang stehende Passionschor mit einem zweiten, hinter dem Vorhang befindlichen Chor des Volkes von Jerusalem in ein dramatisches Wetsingen gerät, so sehr überrascht der völlig unversöhnliche Schluss. Nachdem der verborgene Volkschor gesungen hat: »Ans Kreuz mit ihm, ans Kreuz mit ihm!«, warnt der Passionschor: »Jerusalem, Jerusalem! Das Blut

des Sohnes rächet noch an euch der Herr.« Volk: »Es falle über uns und unsre Kinder her!« Passionschor: »Es falle über euch und eure Kinder!« Punktum. Zu ein paar düftigen Takten Musik zieht der Chor ab. Wen repräsentiert dieser Chor, der schon 1811 eine klare Meinung vertrat und die Verdammung des Judas mit den Worten forderte: »Diess wünschen wir, diess wünschen wir« – den Dichter oder die Gemeinde Oberammergau? Sicherlich beides. Deshalb wollte ich den Chor zu anderweitig freiwerdender Dedler-Musik auf die Folgen eines solchen Erbfluches und auf das Wort Christi hinweisen lassen, das er am Kreuz sprach: »Herr, verzeihe ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!« Aber da war nichts zu machen.

Kein Wunder, dass das Münchener Ordinariat bei der Spieleröffnung ein von Prälat Dr. Höck verfasstes kritisches Flugblatt verteilen liess und in Amerika eine so mächtige Boykottbewegung einsetzte, dass auch die Luft hansa ihre auf das Oberammergauer Passionsspiel ausgerichtete Plakatpropaganda einstellen musste. Ich selbst habe am 20. 9. 1970 das Spiel besucht und dabei nicht nur leere Plätze, sondern auch leere Reihen gesehen; schon zuvor hatte mir ein Taxifahrer erzählt, dass man in der Mittagspause noch Karten zu 5 DM für den Nachmittag erhalten könne. Dazu kam, dass die ungleichmässige Verteilung der ausfallenden Übernachtungen im Dorf zu heftigen Spannungen führte. Der Wunsch nach einer Spielreform wurde immer stärker, nur über den Weg war man sich nicht einig. Eine starke Gruppe um den Schnitzschuldirektor Hans Schwaighofer griff auf das alte Projekt der Rosner-Passion von 1750 zurück, wobei eines der Hauptargumente war, dass Rosner nichts Judenfeindliches enthalte und das Schuldproblem durch die Gegenhandlung der Hölle von den Juden wegverlagert werde. Obwohl aufwendig inszeniert und von den Massenmedien hochgepriesen, errang die Rosner-Probe doch nicht die Zustimmung der Gemeinde, wobei auch textfremde Überlegungen mitspielten; 60 Prozent entschieden sich für den sogenannten alten Daisenberger-Text, allerdings unter der Auflage, diesen den Anforderungen der Zeit anzupassen. Insofern war die Rosner-Probe nicht umsonst, denn sie schaffte unbeabsichtigt den Durchbruch der Reformer beim traditionellen Text, wobei P. Gregor Rümmelein vom Kloster Ettal als privater theologischer Berater mitwirkte.

Das irreführende Wort »Synagoge« wurde restlos gestrichen und an passenden Stellen durch das Wort »Religion« ersetzt; auch das Wort »Synedrium« machte dem gebräuchlicheren Wort »Der Hohe Rat« Platz, ohne allerdings die Parteiungen in diesem Gremium zu berücksichtigen. Dass auch das Wort »Nation« ausgerottet wurde, war nicht schlimm, dass aber das Grusswort »Heil« das gleiche Schicksal erlitt, erscheint doch als überängstlich, desgleichen wenn den Christus verspottenden römischen (!) Soldaten der Ausdruck »Judenkönig« in einen gewöhnlichen »König« verwässert wurde. Ersatzlos gestrichen wurde das Vorbild »Vasthi – Esther«, desgleichen der Wechselchor nach dem Vorbild des Sündenbockes. Hier klaffen Lücken. Mutig wurde die Rolle der Händler reduziert; sie verschwinden nach der Tempelreinigung aus dem Spieltext, einen einzigen ausgenommen, der den Judas zu gewinnen hat. Dem als greisen Fanatiker doppelt widerlich gezeichneten Alt-Hohenpriester Annas wurden sämtliche Giftzähne gezogen, was aber nun die fatale Wirkung hat, dass der amtierende Hohepriester Kaiphas blutdürstiger als zuvor erscheint, als er mehr eine objektive Rolle über den Ratsmitgliedern innehatte. Dass bei der grossen Volksszene (»Empörung« heisst sie auf oberammergauisch) ein Häuflein Christusanhänger zweimal die Stimme für Jesu Freilassung erheben darf, wirkt etwas ko-

misch und heizt die Volkswut erst recht an, als ob wir uns nicht längst an die Sportpalast-Mentalität aufgeputschter Volksmassen (von Berlin bis Teheran) gewöhnt hätten. Natürlich konnten nicht alle Wünsche erfüllt werden. Das fälschlich als Selbstverfluchung ausgelegte Bekräftigungswort der Menge »Sein Blut komme über uns und unsere Kinder« sollte – wie auch 1979 in Erl – ganz gestrichen werden, aber der Münchener Kardinal Ratzinger restituierte es als oberster Zensor wieder; es steht nun einmal im Matthäusevangelium und kommt in ähnlicher Form auch im Alten Testament vor. Andererseits verstand man sich sogar zu einem überraschenden Grusswort an »die Brüder und Schwestern des Volkes, aus dem der Erlöser hervorging«. Die nachfolgenden Zeilen las ich mit noch mehr Erstaunen. Vor zwölf Jahren hatte ich für diesen Prolog vorgeschlagen:

Wie die Kirche in der Not unserer Zeit
allen Gottessuchern brüderlich die Hand reicht,
so wollen auch wir vereinen, nicht trennen,
versöhnen, nicht verletzen,
Schuld nicht suchen bei andern, sondern bei uns,
denn uns einzelne geht das heilige Spiel an.

Eisiges Schweigen war die Antwort gewesen. Nun lese ich:

Fern sei jedes Bemühn, die Schuld bei andern zu suchen,
Jeder erkenne sich selbst als schuldig in diesem Geschehen.

Kann man noch mehr verlangen? Man sollte Oberammergau jetzt in Ruhe lassen. Das Auftreten des Rabbiners Marc H. Tanenbaum vom American Jewish Committee bei dem Forum der Katholischen Akademie in Bayern im Spätherbst 1978 hat mich an das Bonmot erinnert: Man kann mit der grössten Intoleranz anderen Toleranz predigen. Schliesslich müssen auch wir mit Lessings Patriarchen von Jerusalem und Schillers spanischen Grossinquisitor leben, um Neuere zu übergehen. Es ist kein Zweifel, dass gerade durch die Entrümpelung von konzilswidrigen Antijudaismen das Spiel in seiner Struktur und vor allem in den schon längst angeknackten Prologen Daisenbergers geschädigt wurde. Es wird einen längeren Denkprozess benötigen, bis in der heilsgeschichtlichen Tragik der Passionsgeschichte ein neuer Ansatzpunkt für Spiel und Gegenspiel gefunden wird, der auch Jesus durch die Einbeziehung seiner Lehrtätigkeit – Parabel von dem Weinberg und den Winzern! – zu einem aktiven und nicht nur passiven Helden macht. Das Wort »tragisch« kommt in der gesamten Oberammergauer Textgeschichte nur ein einziges Mal vor: 1811 lässt Weis den Judas bei seinen Überlegungen über seine Zukunft sagen: »Die Jüngerschaft scheint ohnehin ein tragisches Ende nehmen zu wollen.« Warum erkannten die damaligen Führer des jüdischen Volkes den Messias nicht? Das Pauschalurteil der »Verblendung« genügt nicht, sowenig wie des Pilatus Ansicht, die Hohenpriester hätten Jesus nur aus Neid ausgeliefert. Insofern ist dieses Thema für Oberammergau noch nicht abgeschlossen. Die Alternative heisst nicht zurück zu 1750 oder zurück zu 1860, sondern voran ins 21. Jahrhundert. Vorerst dürfen wir uns über das bisher Erreichte freuen.

6 Die Juden von Cochín

Erlebnisbericht von Frieda Weber-Krebs

Als ich im Januar 1981 anlässlich eines Aufenthaltes in Indien in Bombay 3 Tage frei hatte, entschloss ich mich, mit einer deutschen Ärztin nach Cochín zu fliegen, um die dortige Judensiedlung »Jew Town« zu besuchen. Ich hatte